

# Brasi- lianische Städte

1966

1 er Abstand, die ironische Distanz, bietet  
 2 dem brasilianischen Beobachter einen  
 3 Überblick, den der Einblick, das Eingegan-  
 4 -ment, ihm verwehrt: Nur von Europa aus kann  
 5 er die brasilianischen Städte erkennen. Erst hier  
 6 wird er das begreifen, was so verschiedene  
 7 Städte wie São Paulo, Rio und Brasilia gemein-  
 8 haben, und was sie von Rom, Zürich und Mün-  
 9 chen unterscheidet. Diese für mich neue Erfah-  
 10 -rung, (dennoch habe das Land zum erstenmal  
 11 nach vielen Jahren verlassen), will ich ver-  
 12 suchen, zu beschreiben. Was ist eine Stadt? Sie  
 13 ist ein Ort, an dem die Natur in hohem Grade  
 14 wohnbar gemacht wurde. Das Wichtige an sol-

cher Definition ist, für den Zweck dieses Arti-  
 kels, das Wort „machen“. Die Stadt ist eine ge-  
 machter Ort, ein behandelter Ort, und er trägt  
 den Stempel der Hände, die ihn machten. Die  
 Frage, wie Hände Natur behandeln, um sie zu  
 Städten zu machen, ist entscheidend für das  
 Verständnis der Städte.

Für uns in Brasilien ist die Natur ein rohes  
 Material, roh im Sinne von rau, roh im Sinne  
 von brutal, und roh im Sinne von unfertig. In  
 all diesen Sinnen ist sie eine Herausforderung  
 des Denkens. Sie ist das Objekt des Erkennens,  
 weil sie in ihrer Höheit das Denken heraus-  
 fordert und fordert, behandelt zu werden. Die  
 Natur in ihrer Rohheit setzt sich dem Denken  
 entgegen, und eben als Gegensatz ist sie Gegen-  
 stand des Denkens. Sie muß bezwungen werden.  
 Das Denken muß der Natur seine eigene Struk-  
 tur aufzwingen. Städte sind vergewaltigte Natur,  
 und darum sind sie bewohnbar. Sie sind besiegte  
 Natur, und ich wohne in ihnen als Sieger. Das  
 ist der Ursprung der Städte in Brasilien.

Das könnte bedeuten, daß der Brasilianer in  
 seiner Natur nicht behaust ist; daß sie ihm feind-  
 lich und-unheimlich wäre, und das ist leicht er-  
 klärlich. Erstens vertritt er nur über Jahrhun-  
 derte, und nicht, wie in Europa, über Jahrtau-  
 sende, im Lande derer die Natur erkannt und be-  
 handelt wurde. Und zweitens ist es tropische Na-  
 tur, also in ihrer üppigen, Tücke schwer zu bewäl-  
 tigen. Aber das ist nicht etwas spezifisch Brasi-  
 lianisches, sondern überall nur die „Unterent-  
 wicklung“ des Landes. Die europäischen Städte-  
 gründer haben wohl auch im Kampf mit der  
 Natur Wälder gerodet, Vegetation niederge-  
 brannt, und vernichtete Landschaften eingeric-  
 det. Jetzt allerdings hat sich der europäische  
 Standpunkt geändert. Da nur selten Wölfe,  
 Mücken oder untrinkbares Wasser, ist die Straßen,  
 Fenster und Wasserversorgung der europäischen  
 Städte dringen, können die Europäer der Natur  
 gegenüber toleranter verfahren. Sie können  
 und sollen der Vegetation in ihren Städten Ein-  
 tritt gewähren. In Form von Parkanlagen, Fen-  
 sterblumen und geschnittenen Pudein. Aber auch  
 die Brasilianer werden, in ferner Zukunft, diese  
 Höhen erklimmen. Sie werden sich „entwirk-  
 keln“. Doch zur Zeit gestalten wir unsere Städte  
 weder als Verwicklungen von Naturmythen,  
 Bullenzeren und Computern. Das gibt der Ver-  
 waltung noch ein anderes Gepräge, Außerdem sehe  
 ich keine Tendenz in Brasilien zu einer Ent-  
 wicklung, wie sie Europa eine Tendenz in  
 unsere Richtung. Sind wir vielleicht, was Städte  
 betrifft, nicht etwa unter-, sondern überentwick-  
 kelt? Diese Frage weist in die Zukunft, und  
 stimmt bedenklich. Ich sage, daß unsere Städte,  
 zum Unterschied von den europäischen, nicht  
 einem mythischen, sondern einem rationalen  
 Entwurf entsprechen, sondern einem rationalen  
 eine Eiche oder um eine Kirche, sondern um eine  
 Schuhfabrik oder ein Shopping Center. Erst, das  
 rationale Denken ist der Natur eigentlich feind-  
 lich. Doch unsere Denkstruktur ist nicht-quadra-  
 Rationalismus im Kampf gegen die Natur, der  
 an seiner eigenen Basis zweifelt. Das ist es, was  
 ich „brasilianisch“ nenne.

Unsere Städte sind Resultate eines Kampfs  
 zwischen Geist und Natur, wobei der Geist sich  
 seiner eigenen Bodenlosigkeit bewußt ist. Un-  
 geometrische Ort von unvollkommenen Werk-  
 zeugen und Maschinen, wie die Werkzeuge und  
 Maschinen zu einer Einheit in diesem Fall zu  
 einer Stadt) macht, ist ihr Funktionieren. Die  
 Bäckereien sind mit der Aufbussen synchroni-  
 siert, und die Kliniken mit den Banken. Sie funk-  
 tionieren. Und darum sind auch die Bewohner  
 der Städte funktionäre. Synchronisiert werden  
 sie, des Morgens, in einer gewaltigen Synchro-  
 nie, die Zentren der Städte gesogen, um synchro-  
 nisch wieder, des Abends, in einer brutalen Dia-  
 stase, in die Vororte, vertrieben zu werden. Da  
 nutzt kein unaufrichtiges Einbeziehen der Na-  
 tur in ihren harmlosen Formen. Die Natur hat kein

8./9. 10. 1966

anderes und den Städten fremdes Tempo. Ist diese Tendenz etwa in Europa nicht zu erkennen?

Diese Beschreibung eines urbanen Rhythmus verleitet natürlich zu der Annahme, daß das Leben in unseren Städten weitgehend, und mehr als in Europa, einem künstlichen Wechsel unterworfen ist, daß es naturfremd und „amerikanisch“ ist und daß wir eigentlich nicht mehr leben, sondern nur funktionieren. Aber das Gegenteil ist die Wahrheit. Wir glauben, wenn wir hier ankommen, unter Funktionäre zu fallen. Wie kommt das? Ich meine, bei uns ist die Natur der Feind, und darum der vorzügliche Gegenstand des Denkens. In Europa hingegen ist die Natur weitgehend verdrängt, und der primäre Gegenstand des Denkens ist die Gesellschaft. Nicht der Wolf und nicht der Typhus bedrohen den Europäer, sondern der andere, der Nebenmensch, ist ihm Wolf und Typhus. Nicht also der Natur, sondern der Gesellschaft sollen Denkstrukturen aufgezwungen werden. Nicht die Natur, sondern die Gesellschaft soll vergewaltigt werden. Das ist, glaube ich, das Problem in Europa. Und das kann man an seinen Städten sehen. Obwohl nicht geplant, sondern organisch gewachsen, funktionieren sie noch gut. Denn nicht die Stadt ist der Apparat hier, sondern ihre Bewohner. Aber wo noch die Natur der Feind ist, müssen sich die Menschen miteinander verbünden. Das macht uns trotz zweifelhaftem und verzweifelttem Rationalismus noch vergleichsweise „menschlich“.

Was ich da gedanklich und mühsam als das Gemeinsame, das „Brasilianische“, an unseren Städten herauszuschälen versuchte, soll nun illustriert werden. Als erstes Beispiel São Paulo. Es liegt an den beiden Ufern eines „Anhangabaú“ genannten Flusses. Aber wo ist der Fluß? Der Fremde kann ihn nicht finden. Er fließt, zu einem Kanal degradiert, unter der wichtigsten Verkehrsader der Stadt, und über diese Verkehrsader führen nun, etwas prosaisch, unsere Brücken. Nicht über die Wellen des Flusses, sondern der Autobusse, schweifen unsere Blicke. Und an den Ufern dieses „Stroms“ erhebt sich, dem natürlichen Gebirge zum Trotz, ein anderes, gewaltigeres, das der Hochhäuser mit seinen Schluchten. In völliger Verachtung der rollenden Hochebene, so, als ob sie einfach nicht da wäre, ragt dort ein Hochgebirge aus Stahl, Glas und Lichtreklamen auf. Die Stadt hat nichts mehr mit ihrer Natur gemeinsam. Sie pfeift auf sie mit tausend Sirenen. Und wenn sie auf einen der vielen Hügel stößt, in ihrer gewal-

tigen Expansion, dann verschluckt sie ihn, und er verschwindet.

Als zweites Beispiel Rio de Janeiro, die scheinbare Gegenspielerin São Paulos. Aber, näher hingesehen, ist es nicht dasselbe? Die grandiose Stadt zwischen Bergen und Meer, zwischen Wäldern und Wasser. Aber wie liegt sie dazwischen, diese scheinbare Verherrlichung der Natur? Wie ein Sieger. Wenn ihr ein Berg nicht paßt, fällt er ins Meer. Die scheinbar naiven, linienreinen und „tropischen“ Küstenstreifen sind in Wirklichkeit die Leichen abgetragener Berge. Die besungenen Strände von Flamengo, von Botafogo und Copacabana sind geplante und aufgetragene Konstruktionen. Noch baut Rio nicht seine Berge selbst. Vielleicht weil Touristen danach noch nicht verlangen. Aber sollte einmal einer Kommission die Nase des Zuckerhuts nicht gefallen, wer will für sie garantieren? Und was die „Urwälder“ Rios betrifft, sind sie, genau besehen, künstliche botanische Gärten.

Als drittes Beispiel Brasilia, die Stadt auf den Stelzen. Von weiter Hand geplant (denn sie liegt im geographischen Mittelpunkt des Landes), ist sie wie ein Jet entworfen, und es ist tatsächlich ein Wunder, daß sie sich, vom Steppewind getrieben, der unter ihren Stützen heult, nicht in die Luft erhebt. Sie ist ein Symbol des Denkens und Wollens. Wie eine Faust schlägt sie auf die Ebene, um zu beweisen, daß der Geist alles (oder beinahe alles), vermag, wenn er nur will, und wenn er bereit ist, die Konsequenzen zu ziehen. Noch funktioniert sie nicht richtig. Aber sie wird es. Und wenn sie es tut, wird sie die Geographie (diesen natürlichen Aspekt Brasiliens) vollkommen verwandeln. Sie wird das Zentrum von den Stränden losreißen und ins Innere zerren. Schon webt sie, diese Spinne des Geistes, ihr Netz aus Schienen und Beton, aus Draht und Administration, über die riesigen Strecken unseres Landes. Der Geist im Kampf gegen die Natur als Sieger.

Und doch: In diesen Städten bemüht man sich um eine Renaissance des Lebensstils, um eine neue Kultur, mit anderen Worten. Man bemüht sich, nicht dem technologischen Wahn zu verfallen. Das sieht man an den Städten. Sie haben eine eigene „brasilianische“ Schönheit. Nicht die Schönheit des Organischen, und nicht die Schönheit des Historischen, wie die europäischen Städte. Sondern die Schönheit des Geistes, der seine Grenzen zu erkennen beginnt, denn er ist durch die Rückschläge anderswo etwas bescheidener geworden. Ist er weiser geworden? Nur die Zukunft kann es lehren.